

Blick in die Zeitschriften

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Rote Revue : sozialistische Monatsschrift**

Band (Jahr): **40 (1961)**

Heft 5

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

allerdings fragen, ob der Marxismus — nicht nur als eine im 19. Jahrhundert entstandene Weltanschauung, sondern selbst in seinem Ansatz und in seinen Grundgedanken — nicht wissenschaftlich überholt ist, weil der technische Fortschritt die Struktur der Wirtschaft und der Arbeit ständig ändert und die ausbeutende Schicht und die ausgebeutete Klasse ständig an einem neuen Ort und unter andern Umständen erstehen läßt. Dazu kommt, daß der Marxismus auf dem wissenschaftlichen Begriff der exakt meßbaren und einzusetzenden Kräfte beruht. Ins soziologische Gebiet übertragen heißt das: mit dem Begriff der Macht operieren. Der Marxismus wollte den Menschen befreien, war voller messianischer Komponenten; er hat aber dem Proletariat die Macht geben wollen, nicht etwa Brot, Wissen und Würde, und er hat daher die Machtmenschen entfesselt und zu einem Kollektiv zusammengeballt, das nun die Macht eisern festhält. Das eben ist in Rußland geschehen.

Die heute wohl am besten verwirklichte und humanste sozialistische Gesellschaft ist wohl der neue Staat Israel, der aus ebensoviel religiösen wie sozialistischen Impulsen entstanden ist — und eben nicht auf Grund eines Schemas der Machtergreifung, sondern auf dem schlichten Grund gegenseitiger Hilfe in größter seelischer und materieller Not und Bedrängnis, unter Opfern und ohne Propaganda.

Wir dürfen uns ruhig fragen, ob ein Netz solcher kleiner, begrenzter, von einer Elite getragener Experimente auf der ganzen Welt nicht ebenso schnell und sicherer zu einer sozialistischen Gesellschaft führen kann als eine klassische Revolution und ob vor allem das Ergebnis solcher Versuche nicht dauerhafter ist und nachhaltiger wirkt als ein brutaler Umsturz mit Blutvergießen und vielen, oft sinnlosen Opfern.

G. Thurneysen

Blick in die Zeitschriften

Eine andere Seite des Mutes in unserer Zeit erörtert *Werner Spanehl* im Leitartikel von Nr. 3 des von ihm redigierten Organs der Deutschen Postgewerkschaft (*«Deutsche Post»*). «Mut zur Kritik» überschreibt er seine Betrachtungen, in denen er zunächst anhand konkreter Beispiele aus den USA und der Deutschen Bundesrepublik zeigt, wie vielen Menschen es heute an Mut fehlt. Dann kommt Spanehl zu folgenden Feststellungen, die unmittelbar für die Deutschen gelten, aber für alle Demokratien Bedeutung haben:

«Die parlamentarische Demokratie wird hierzulande gern mit einer gutfunktionierenden Regierung und Verwaltung verwechselt . . . Der Obrigkeitsstaat unserer Vorfahren geistert da noch irgendwie in unseren Gefühlen herum. Diese Gefühle aber sind es, die uns so kritikfeindlich machen.

Der Bewahrer hat es bei uns unendlich viel leichter als der Kritiker. Die Regierung ist in einer günstigeren Lage als die Opposition. Die Arbeitgeber sind glaubwürdiger als die Gewerkschaften, die Gebenden sympathischer als die Fordernden. Die Kritiker gelten als Störenfriede, Unruhestifter, ja, wenn die Antipathie besonders ausgeprägt ist, sogar als ‚Nestbeschmutzer‘. Zu unserem Unglück ist diese Meinung bereits so weit verbreitet, daß sie selbst die Kritiker zu beeindrucken beginnt. Man getraut sich nicht mehr, gegen den Strom zu schwimmen. Um des guten Rufes willen paßt man sich an. Deutliche Worte sind verpönt.

Dieser Zustand ist betrüblich. Er bereitet uns Sorgen. Die Interessengegensätze sind nämlich nicht dadurch aufgehoben, daß man den Auseinandersetzungen aus dem Wege geht. Sie werden nur verschleiert. Das Wörtlein von ‚demselben Strang‘, an dem wir angeblich alle zögen, ist nur dann richtig, wenn es sich auf die Demokratie bezieht. Die wollen wir alle. Gerade deshalb müssen wir uns zu unserer Meinung und zum friedlichen Streite bekennen . . .

Die Demokratie lebt von der Kunst des Kompromisses. Wenn man sich aber *vor* der geistigen Auseinandersetzung einigt, so ist das kein Kompromiß, sondern eine opportunistische Windbeutelei, die unsere schlechte Konzeption oder Feigheit verbergen soll. Das gilt für den einzelnen genauso wie für Lohnverhandlungen und die hohe Politik. Ein Kompromiß ist nur dort möglich, wo verschiedene Ausgangspositionen mit Nachdruck und guten Argumenten vertreten werden.

Nein, wir haben keinen McCarthy in der Bundesrepublik; aber wir vermissen ihn auch gar nicht. Die weiche Welle des Opportunismus trägt uns zum selben Gestade. Dort wird es keine Meinungsverschiedenheiten mehr geben. Materiell wird alles zum Besten bestellt sein. Unsere Selbstachtung aber werden wir erst gar nicht zu suchen brauchen, weil sie uns unterwegs abhanden gekommen ist.

Es muß nicht so sein. Was uns fehlt, ist der Mut zur Kritik.»

